

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Sonntag.

Ei, bin ich in schattigen Laubwalds Zelt  
Schon drei der Stunden geseffen?  
Hab' ich doch draußen den Rest der Welt  
Schier ganz und gar vergessen!

O du leise brütlender Mittagsglanz,  
Wie liegst du so golden gebreitet  
Um Hügel und Au'n! Nur den Athemzug Pans  
Bernimmt, wer die Gründe beschreitet.

Nun schlend' ich gemächlich zur Stadt zurück:  
Es glänzen im Sonnenscheine  
Die Straßen, es blinken die Fenster, es glüh'n  
Sogar die Pflastersteine.

Entgegen wogt mir der Lente Schwarm  
Aus der Kirche; von seid'nen Gewändern  
Rauscht es, es wandeln die Jungfräulein  
Mit flatternden Schleifen und Bändern.

Sie trippeln neben der Mutter her,  
Wie neben der Henne die Küchlein,  
Sie blicken rechts, sie blicken links,  
In Händen das glitzernde Blüchlein.

O Sonntagsfreude, du grüßtest mich hold  
In des Laubwalds spielenen Lichtern:  
Nun sind ich dich wieder, Gott sei Dank,  
Auf diesen frischen Gesichtern.

Robert Kammerling.

## Nach vielen Jahren.

Skizze von L. S.

Es ist etwas Herrliches um einen schönen, warmen Sommerabend! Wenn so die Sonne ihre rothen Blutstrahlen über die Höhen und über die Gefilden streut, während in den Buchten und Thälern schon das Dämmerlicht beginnt; wenn durch die Schwüle schon leise kühle Lüftchen wehen und den balsamischen Duft der Bäume und Blüten mit sich fortragen — man braucht kein Schwärmer, kein Hyperfentimentaler zu sein, um ein solches Hochentzücken zu fühlen, daß man die Welt mit den Armen umfassen möchte, wie ein süßes Bräutchen.

Es war an einem solchen Abende, als ein Wanderer die Straße herkam, die von einem Berge ins Thal herabführte. Wo sie um die Ecke eines Felsenvorsprunges bog, hatte der Blick die schönste Aussicht in das liebliche Thal, und hier blieb der Wanderer stehen und schaute lange hinab auf das Städtchen, dessen Häuserreihen zu seinen Füßen lagen.

Die Sonne schien nicht mehr, sie hauchte nur einen wunderbaren, rosigen Nebel über die Gegend, in den sie dann und wann einen Goldstrahl wob, der die Bergespitzen und Baumspitzen vergoldete und sich in der blinkenden Kugel mit dem

Kreuz auf der Kirchturmspitze brach. Die Häuser des Städtchens, die Bäume, die Hügel, die Wiesen, alles schien wie trunken in dem Dufte zu tanzen. Die Wogen des Flusses spiegelten mit Lust das entzückende Bild.

Der Wanderer konnte nicht aufhören zu schauen. Er schien das Thal genau zu kennen, denn seine Augen suchten einzelne Punkte auf, und wenn er einen gefunden, so suchte die Erinnerung bald freudig, bald wehmüthig über sein Gesicht. Nun begann auch das Abendgeläute. Wie wohlbekannt waren ihm die Klänge. Es ist etwas Eigenes um den Glockenklang. Er läßt sich nie vergessen. Er dringt tief in die Seele und zittert ewig darin fort. Ein Erblindeter wird den Ort seiner Kindheit wieder erkennen und wenn er die größte Zeit seines Lebens von ihm entfernt war, sobald er die Glocke wieder hört, die ihn einst zum Gebete rief.

Als der letzte Nachhall verklungen war, stieg der Wanderer herab ins Thal. Rechts und links die Gärten, die Häuser, die Brücken — Alles war ihm noch wohlbekannt, obgleich es wohl an fünfzehn Jahre war, daß er die Stadt nicht wieder betreten hatte. Nur die Menschen — die Menschen waren ihm fremd geworden. Es war eine neue Generation, lauter unbekannte Gesichter! Er fühlte recht, daß er älter geworden, daß ein junges Geschlecht den Platz einnahm, den das ältere früher inne hatte. Das versimmte ihn fast.

Er ging träumend weiter und bog fast mechanisch in einen Fußweg ein, der zwischen den Gärten sich hinzog. Nun stand er vor einem großen Garten mit eiserner Gitterthüre und einem kleinen, runden, halb zwischen Geißblatt und Ephen versteckten Pavillon. Er legte die Hand auf den Drücker — die Thür war offen. Noch eine Weile zauderte er, dann trat er rasch ein und ging zwischen den Blumenbeeten dem Pavillon zu. An einer Rosenhecke brach er eine halbentfaltete Knospe. Dabei zuckte es wieder über sein Gesicht wie Erinnerung; dann ging er weiter und stand plötzlich in der Pavillonthüre einer Frau gegenüber, die mit Verwunderung den fremden Eindringling beobachtet hatte.

Die Sonne hatte das kleine Gemach mit ihrem rosigen Hauche erfüllt, und da sie schräg durch die Fenster herein blendete, so war die Gestalt eines 12jährigen Mädchens, das mehr im Hintergrunde saß, im ersten Augenblicke nicht genau zu erkennen.

Der Fremde schrak beim ersten Anblick der Dame sichtlich zusammen. Doch bald brachte er die Entschuldigung wegen seines leeren Eindringens in einer solchen Art und Weise vor, daß man sofort erkannte, er sei gewohnt, sich in hochgebildeten

Kreisen zu bewegen. Diesem Eindrucke hatte er auch die Einladung, sich niederzulassen, zu danken. Louise — so hieß das Mädchen — wurde nach dem nur wenige Schritte entfernten Wohnhause gesendet, um den Vater zu holen, und kam im Augenblicke wieder mit der Nachricht, Papa werde bald erscheinen. Hierauf begann sie einen Blumenstrauß zu winden und ließ den Fremden mit der Mutter im Pavillon allein.

„Verehrte Frau,“ begann der Fremde nach einer kleinen Weile stummen Verharrens, „Sie scheinen sich meiner nicht mehr zu erinnern, und doch versichere ich Ihnen, daß Sie einen alten Bekannten vor sich haben.“

Die Dame schaute ihn forschend an, aber wie ihr Blick über ihn hinglitt, gab sie zu erkennen, daß er ihr ganz fremd sei.

„Das glaube ich wohl,“ sagte schmerzlich der Fremde, „ein Duzend Jahre und mehr können den Menschen schon verändern.“

„Würden Sie mir Ihren werthen Namen nennen,“ erwiderte sie, „so würde ich mich schon erinnern.“

„Nein,“ sagte er, „lassen Sie mir das Incognito, ich bitte, lassen Sie es mir, vielleicht kommt doch etwas Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe.“

„Sie waren also schon früher hier?“

„Ja, und habe hier wohl die seligste Zeit meines Lebens verträumt.“

Immer neugieriger, schaute sie ihn jetzt genauer an und bemerkte, daß er schon ziemlich an Jahren vorgerückt war. Das Haar lag in dünnen Locken um die Schläfe, von den Augenwinkeln liefen tiefe Falten aus, und hätte der dicke Vollbart nicht die Züge verhüllt, man hätte von einem tiefbewegten Leben darinnen lesen können. Vergebens strengte sie ihr Gedächtniß an, in diesen Zügen die „alte“ Bekanntschaft aufzufinden. Wohl war es ihr, als ob seine Stimme sie auf die Spur leite, allein sie konnte sich nicht erinnern.

Es trat eine kleine Pause in der Unterhaltung ein, während welcher der Fremde sein Auge auf ihr ruhen ließ, und wieder jenes Zucken über sein Gesicht glitt, das andeutete, daß sein Geist mit der Erinnerung rang. Sicher wäre sein Auge zum Verräther geworden, wenn nicht eine grüne Brille den Ausdruck desselben undeutlich gemacht hätte, und wenn sie sich nicht gescheut hätte, ihm frei ins Auge zu schauen.

Ein auf dem Tische liegendes Buch gab neuen Anlaß zum Gespräch, indem es der Fremde nahm, und sagte:

„Sieh da, da lebt ja noch ein Exemplar der Gedichtsammlung. Der Verfasser hat sie, glaube ich, wieder vernichten lassen. Freilich, es waren ja auch nur Anfänge und Versuche, und hatten gar das Recht nicht, öffentlich zu erscheinen.“

Bei diesen Worten war es, als zöge ein Strahl Erinnerung durch ihre Seele. Sie blickte ihn von der Seite an.

„Kennen Sie den Dichter?“ fragte sie erröthend, „oder kannten Sie ihn damals?“

„Sehr gut,“ sagte der Fremde, indem er das Buch durchblätterte.

„Sonderbare Aehnlichkeit,“ dachte sie im Stillen.

„Es muß dem Dichter doch seltsam zu Muthe sein,“ fuhr er darauf fort, „wenn er nach vielen Jahren wieder einmal ganz unerwartet auf die Gedanken stößt, die ihn in früheren Zeiten besaßten, und der Gegenstände gedenkt, die ihm Stoff zu solchen Liedern gaben.“

„Es muß eine recht selige Erinnerung sein,“ entgegnete sie.

„Und eine recht schmerzliche,“ fügte er hinzu, „wenn er die Hoffnungen liest, die alle zu Wasser wurden; wenn er seine Träume, seine Lustschlösser sieht. Ich will nur Eins nehmen. Dieß da:

Hast Du einmal in einen Strom gefeh'n,  
Wo sich vorüber drängte Well' auf Welle?  
Sah'st Du darin des Mondes Bildniß steh'n  
In steter Klarheit, mild und wunderhelle?

So ist mein Herz! so ungestüm und wild,  
Wie Stromesflut im regen Wogentanze;  
Allein, Dein Bild, Dein liebes, schönes Bild  
Steht unverändert d'rin im milden Glanze.

„Glauben Sie wohl, daß dieß immer der Fall gewesen?“

„Warum fragen Sie so?“ erwiderte sie verlegen.

„Weil ich weiß, daß der Verfasser dieser Verse ein liebenswürdiges Mädchen heiratete, das er zu der Zeit, als er dieß schrieb, noch nicht gekannt hat.“

„Also er ist verheiratet?“

„Ja.“

„Liebt er seine Frau?“

„Sicher.“

„Und ist er glücklich?“

Die Reihe des Verlegenseins war nun an ihm. Diese inquisitorischen Fragen verwirrten ihn. Er erwiderte:

„Und warum sollte er nicht?“

„Dann,“ sagte sie, wie zu sich selbst, „dann freilich — hat er vergessen.“

Das Gespräch war im Begriff, eine recht peinliche Wendung zu nehmen, als zum Glück der Herr Gemal, einer der ersten Fabrikanten des Städtchens, ankam. Es war ein geschäftig und wieder behäbig gut aussehender Mann. Sein Gesicht verrieth weder große, geistige Anlagen, noch große Leidenschaften — es war wie ein wohlgeordnetes Contobuch, das einen reellen Gewinn nachzuweisen im Stande ist.

„Bin sehr erfreut, einen alten Bekannten meiner Frau vor mir zu sehen. Bitte nur um Entschuldigung, daß ich nicht sogleich gekommen, hatte gerade noch ein Geschäft abzuschließen.“

„Es soll mir leid thun, wenn Sie sich meinetwegen stören ließen.“

„Durchaus nicht — durchaus nicht! Hab' erst ruhig abgeschlossen, ehe ich hierher ging; dachte mir aber gleich, eine Flasche Wein mitzunehmen ist gut, denn Louise denkt an dergleichen nicht. Sehe, daß ich Recht habe.“

Er entforckte die Flasche, schenkte ein und war bald mit dem Fremden in ein Gespräch verwickelt, an dem seine Gemalin keinen Antheil nahm. Sie saß nachdenkend. Ihre Augen weilten oft sinnend auf dem Gaste. Ihre Tochter hatte wieder Platz neben ihr genommen.

„Du bist ja ganz tiefköpfig, Louise,“ unterbrach sich der Kaufmann mit einemmale. „Aha, Du hast wieder geschwärmelt. Sehen Sie, meine Frau ist einmal besungen worden, und wenn sie daran denkt, wird sie allemal melancholisch,“ sagte er lachend, indem er auf das Buch zeigte.

Die arme Frau kam in die größte Verlegenheit. Theils, um diese Situation zu enden, theils aber auch, weil es schon spät war, schickte sich der Gast zum Fortgehen an.

„Dieß ist wohl Ihr Töchterchen?“ fragte er den Kaufmann. Er hätte nicht gefragt, wenn er geahnt hätte, daß es noch ein längeres Gespräch herbeiführte. Der Kaufmann erging sich im Lobe seines Kindes. Er zählte Alles auf, was Louise, die jüngere, konnte; vom Stüdrahmen bis zum Clavierpiel. Man sah, es war sein Liebling.

„Leben Sie wohl,“ sagte der Fremde endlich, „verzeihen Sie mir, daß ich so ohne Weiteres hier eindrang.“

Er beugte sich und drückte seine Lippen auf ihre Hand. Sie zitterte.

„Louise,“ flüsterte er leise, „er hat nicht vergessen.“ Der Kaufmann begleitete ihn bis an die Gitterthüre.

Als er zurückkehrte, fand er seine Frau noch auf derselben Stelle stehend.

„Wer war es denn, Louise?“  
 Sie fuhr zusammen. „Sein Name ist mir entfallen.“  
 Es war eine Lüge.  
 Sie hatte ihn erkannt.

### Volksmärchen aus Krain.

#### 3. Die verwunschene Stadt.

Es war einmal ein König und eine Königin, und diese hatten einen Sohn, welchem die Parcen bei seiner Geburt geweissagt hatten, daß er im siebenten Jahre des Lebens vom Blitze erschlagen würde. Der König war um dessentwillen sehr traurig und berief alle Weisen und Gelehrten an seinen Hof, damit sie ihm ein Mittel angäben, die Gefahr von seinem Kinde abzuwenden. Allein keiner vermochte etwas zu thun. Da machte sich der König selbst auf, reiste in allen Landen umher, bis er auf einem ungeheuern Berge in der Wüste einen Einsiedler fand, der dem König profesezte, sein Sohn würde, sieben Jahre alt, zur See gehen. Bei einem Sturme würde der Blitz in das Schiff schlagen und alles vernichten. Darauf händigte ihm der Alte ein Buch ein, daraus sollte der Königssohn zu Schiffe fortwährend beten, und so würde er allein gerettet werden. Der König dankte dem Greise und ging in sein Reich zurück.

In seinem siebenten Jahre ging aber der Königssohn zu Schiffe und betete nach der Ermahnung des Einsiedlers beständig in dem geheimnißvollen Buche. Da eines Tages entstand ein furchtbarer Sturm, Blitze durchzuckten den Himmel und es schlug so gewaltig in das Schiff ein, daß es in drei Theile zerbrach und alles Lebende ertrank; der Königssohn aber rettete sich auf einem der umherschwimmenden Balken. Nach langem Umherirren kroch er müde und matt auf einer Insel

anz trockene Land. Als er sich näher umsah, bemerkte er, die ganze Insel sei wüst und leer, kein Baum und keine Frucht darauf. Nur schwarze, wunderlich durch und übereinander geschobene Felsmassen bildeten das Giland. Die Nacht brach ein und er mußte sich entschließen, zwischen dem Steingerölle in einer Höhle ein Lager zu suchen. In der vernahm er eine Stimme, die ihn aufforderte, höher hinaufzusteigen. Er aber, durchaus nicht furchtsam, rief keck hinein, wenn Jemand etwas an ihn hätte, möge er herunterkommen, es sei der gleiche Weg. Da erschien auf dem Gipfel des Felsens ein schwarzes, häßliches Weib, das ihm erzählte, wie da eine gar große und prächtige Stadt gestanden, und in Folge der Laster und Verbrechen ihrer Einwohner zu Stein geworden wäre. Sie allein sei übrig geblieben, da sie an jenen Sünden nicht Theil genommen, doch nicht ganz rein von Schuld, weil sie ihre Mitbürger nicht gewarnt, hüße sie in dieser Gestalt; sie, die zuvor eine schöne Jungfrau gewesen. „Du aber,“ schloß sie, „Du kannst diese Stadt erblicken, wenn Du muthig ausharrest, denn drei Nächte mußt Du die scheußlichsten Bilder und Frazen schauen, so sich die Phantasie erdenken kann. Die werden auf Dich herabfallen, jedoch Dich nicht beschädigen, so Du Dich ruhig verhältst, wie Du aber die Flucht ergreifen solltest, reißen sie Deinen Leib in tausend Fetzen.“ Dem Königssohn lief es bei dieser Eröffnung etwas kalt über den Rücken, er versprach aber doch treu auszuhalten, sollte kommen, was da wolle. Und nun setzte ihm das Weib alles näher auseinander, und wie er, falls er die Stadt erblickte, König darin würde. Sogleich dieselbe Nacht setzte er sich in Bereitschaft und hartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen auch — denn gegen Mitternacht erhellte plötzlich ein grelles Licht die ganze Umgegend und solche furchtbare Gebilde, Gestalten und Frazen, die mörderischsten Waffen und grimmigsten Teufelsgesichter tanzten, sprangen, fielen und rollten durch einander, daß dem armen Prinzen die Haare zu Berge standen ob dieser tollen Wirthschaft, denn die ganze Hölle schien ihm Geister zu diesem Hexenabbath ausgeschiedt zu haben. Dennoch hielt unser Held muthig aus, bis nach einer Stunde Alles mit Donner und Blitz verschwand. Noch gräulicher ging es die zweite, am meisten aber die dritte Nacht zu, denn da schienen die höllischen Geister alle Kräfte aufbieten zu wollen. Aber der Königssohn bestand alle Abenteuer. Wie mächtig aber wunderte er sich, als er am Morgen nach der dritten Nacht erwachte und eine große und schöne Stadt erblickte und festlich angekleidete Leute, die ihn mit Jubel durch alle Straßen führten und als ihren Erlöser und König begrüßten, denn jene verzauberte Jungfrau, jetzt in ihrer wahren Gestalt, hatte ihnen alles erzählt und er ward König über die Stadt, nahm jenes Mädchen zur Gemalin und regierte weise und glücklich.

Darauf fiel es der Königin ein, allein zu herrschen und sie ging hin, belauschte den König und erfuhr, er habe einen Zauberring, dessen Geister alle Befehle des Besitzers vom Ringe erfüllten. Als nun eines Tages der König mit seiner Gemalin im Garten im traulichen Gespräche saß und ihre Hand gefaßt hielt, streifte sie ihm den Ring vom Finger und wünschte ihn

über alle Berge bei seinen Eltern in der Heimat. Und augenblicklich befand sich der junge König beim Vater im Königspalaste. Dieser und die Mutter freuten sich herzlich über die glückliche Ankunft ihres Sohnes und priesen den Rath des alten Einstieblers, daß er nicht vom Blitze erschlagen worden.

Der junge König aber konnte den Verlust seines Reiches nicht verschmerzen, und ungeachtet der Bitten des alten Königs und der Thränen der Mutter machte er sich auf den Weg. Er durchstreifte alle Lande, durchfuhr alle Meere und nach jahrelangem Umherirren stieg er auf einer öden Insel ans Land. Als er darauf herumforschte, traf er in einer Höhle einen ungeheuer großen Mann an, der ihm in Sachen seines verloren gegangenen Königreiches die beste Auskunft geben zu können schien. Er trat daher in die Höhle, wo ihn der Riese knurrend empfing. „Wer bist Du?“ fragte ihn der Königssohn. — „Ich bin der König der Winde!“ donnerte es ihm entgegen. — „Da bist Du mein Mann!“ erwiderte Jener; „Du wirst mir sagen können, wo die verzauberte Stadt liegt.“ — „Ich selbst weiß es nicht,“ sagte der Windkönig, „doch will ich meine Diener rufen.“ Und ein gellender Pfiff erscholl. Sodgleich rauschten eine Menge Winde zur Höhle hinein. Der Riese fragte sie alle um die Stadt, keiner jedoch wußte etwas davon, und alle flogen weg. Ein zweiter Pfiff hallte durch den Raum. Doch auch jetzt keine Auskunft. Ebenso das dritte Mal. Da stand der König der Winde auf und ließ einen solchen Pfiff hören, daß dem Königssohn dabei Hören und Sehen verging. Auf diesen Ruf zogen sich drei grünlüche Nebel am Eingange in die Höhle hinein. „Weiß Einer von Euch um die verzauberte Stadt?“ Nur Einer wußte es. „Schaffe diesen Prinzen dahin. Fort!“ befahl der Riese und augenblicklich sah sich der Königssohn in seiner Stadt. Die Leute kamen ihm jubelnd entgegen, ebenso seine Gemalin, der er alles erzählte; das Volk setzte ihn wieder zu seinem Könige und er herrschte glücklich bis an sein Lebensende. J. S.

### Der Bucker und die Zähne.

Bekanntlich sind die Untersuchungen über die Schädlichkeit des Zuckers für das menschliche Gebiß so alt, wie die Klage über das zunehmende Verderben der Zähne durch den Zucker. Endgiltig entschied die Chemie dahin, daß derselbe nur eine schädliche Wirkung übe, wenn er in Essig- oder Milchsäure übergegangen sei, wodurch der Kalk der Zähne zu essig- oder milchsaurem Kalle aufgelöst wird. Selbstverständlich kann aber auch der Zucker dadurch schädlich wirken, daß er, in seinem härtesten Zustande gekaut, durch seine feinen Krystalle die Emaille der Zähne abnutzt und so die innere Masse des Schutzes gegen allerlei feindliche Einwirkungen beraubt. Der Italiener Mantegazza, ein Arzt, der sich durch eine beobachtungsreiche Reise nach den argentinischen Staaten bekannt gemacht hat, ließ nun durch seinen Schüler Labro neuerdings die Frage nach der Schädlichkeit des Zuckers für die Zähne prüfen, und natürlich konnte derselbe die eben erwähnten Einwirkungen nur bestätigen.

Das Neue seiner Untersuchungen liegt darin, daß er zeigte, wie eine zu saure Beschaffenheit der Mundflüssigkeiten eine der gewöhnlichsten und wesentlichsten Ursachen der Zahnfäulnis sei, weshalb er den Nutzen alkalischer Zahnpulver, die besonders mit doppeltkohlensaurem Natron gemischt sind, als höchst werthvoll anempfiehlt. Bei der großen Verbreitung schlechter Zähne halten wir es nicht für überflüssig, Alle, denen dies noch nicht bekannt sein sollte, darauf hinzuweisen. Statt des Natrons jedoch möchten wir die kohlensaure Magnesia, mit Wasser vermischt getrunken oder auch nur zum Ausspülen des Mundes verwendet, empfehlen, sofern man einen Widerwillen gegen jenes Salz haben sollte. Es ist eines der vortrefflichsten Mittel, die Magensäure abzustumpfen.

### Literatur.

Schade's Schatlans. Verlag von A. G. Payne in Leipzig.

Es ist ein sauberes Werk der Kartographie, das, aus der rühmlichst bekannten Kunstanstalt Payne's hervorgegangen, uns vorliegt. Bei der großen Menge von Schulzwecken gewidmeten Atlanten, die es gibt, muß man aber fragen, was berechtigte den Herausgeber den Kartoreichthum wieder um ein Werk zu vermehren? In der Vorrede werden die Grundsätze und Absichten entwickelt, welche Verfasser und Verleger dabei leiteten. Sie wollten vor Allem dem Bedürfnisse der Schulen abhelfen, und denselben ein, nicht durch eine erdrückende Menge von Gedächtnismaterial, also unwichtiger Namen, sondern durch genaue Angabe dessen, was einem Lande einen bestimmenden oder bestimmten Charakter verleiht, also durch Anschaulichkeit des Totalbildes den Lehrzwecken entsprechendes Werk liefern. Und dieß letztere wurde erreicht dadurch, daß anstatt der sentrechten, die schräge Beleuchtung angewendet wurde. Zwar haben Italiener und Franzosen auch schon schräge Beleuchtung angewendet, aber unrichtig, indem sie den Schatten stets auf die steile Seite der Gebirge legten. Dieß wäre aber nur dann möglich gewesen, wenn jeder Gebirgszug von einer andern Seite her beleuchtet wäre, was aber in Wirklichkeit nicht sein kann. Ein solches Kartenbild mußte nothwendig verworren erscheinen. „Indem ich alle diese Bestrebungen verfolgte,“ sagt Schade in seiner Vorrede, „kam ich auf den Gedanken, den Versuch zu machen, Karten so zu zeichnen, als ob sie von einer Seite her beleuchtete Reliefs seien. Ich legte diese Versuche zuerst meinen näheren Freunden, dann, als diese mich aufmunterten, auch anderen Männern der Wissenschaft, Geographen, Lehrern u. s. w. vor, und hatte die Freude, daß allseitig anerkannt wurde, wie diese meine Zeichnungen das Terrain so plastisch erscheinen ließen, wie es bei anderen Karten nicht der Fall ist. Diese Erfahrungen bestimmten mich auch, bei vorliegendem Werke dieselbe Methode anzuwenden, um es zu einem wirklichen Anschauungsmittel zu machen. Es ist durch lange Erfahrung längst festgestellt, wie und nach welchen Gesetzen man Körper zeichnen müsse, damit sie als Körper dem Auge sich darstellen, und es liegt auf der Hand, daß, wenn man will, daß die Unebenheiten der Erdoberfläche körperlich erscheinen sollen, man sie nach denselben Regeln zeichnen müsse, nach denen überhaupt körperliche Gegenstände dargestellt werden müssen, vor Allem unter der richtigen Beleuchtung, und diese ist die schräge. Es ist auch gar nicht irgend ein Grund vorhanden, warum das nicht geschehen könnte, warum das Relief der Erbrinde nicht gezeichnet werden könnte, wie jedes andere Relief. Für die Schulte aber kann nicht plastisch genug gezeichnet werden. Je mehr in die Augen fallend, desto besser. Allerdings hatte die Herstellung eines solchen Wertes durch die Presse seine Schwierigkeit, weil es eben etwas Neues war, dennoch glaube ich, ohne Unbescheidenheit, meine Aufgabe als vollständig gelöst ansehen zu dürfen.“

Wir gestehen, der Verfasser hat nicht zu viel gesagt; die Karten sind anschaulich und klar, und durch die Darstellung der verschiedenen Theile in blau, braun und grün, sowie durch Fernhaltung alles Ueberflüssigen zu Unterrichtszwecken besonders geeignet. Die Beifügung der Schulatlanten meist fehlenden wichtigen physikalischen Karten macht das Werk vorzüglich werthvoll. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Stich der Karten — unter Leitung des Dirigenten W. Isleid ausgeführt — ausgezeichnet, kurz, der Atlas ist so empfehlenswerth, daß wir nur wünschen können, ihn in allen Lehranstalten eingeführt zu sehen. L. I.